

Diversity4Kids Geschichten der Vielfalt

3



HerausgeberInnen:

Armin Brugger, Michaela Nindl, Roberta Medda-Windischer, Marc Röggl,
Birgit Oberkofler, Emilio Vettori, Sara Bruni

Diversity4Kids:

Interkulturellen Dialog und Vielfalt mit spielerischen, interaktiven
und narrativen Methoden in der Schule lernen

info@diversity4kids.eu

www.diversity4kids.eu

Herausgegeben von:
Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT)
Andreas-Hofer-Straße 46
6020 Innsbruck

und

Europäische Akademie Bozen (EURAC)
Institut für Minderheitenrecht
Drususallee 1
39100 Bozen - Italien

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Herr und Frau Einfalt	9
<i>Marcel Zischg</i>	
Mit einem Lachen	10
<i>Nadia Rungger</i>	
Der kleine Sonnenstrahl	14
<i>Sabine Strobl Nardon</i>	
Ein schöner Ort zu leben	17
<i>Maddalena Bezzi, Elisa Bragagna, Martine Dalrì, Xhirlantina Gjevori, Fabiana Mottes, Ilaria Potrich</i>	
Die neue Schülerin	18
<i>Anja Leitner</i>	
Ein großartiges Team	19
<i>Paul Faye</i>	
Das gemalte Leben	23
<i>Alina Gruber</i>	
Plötzlich merkte ich: Ich bin kein Kind mehr	25
<i>Alexander Staffler</i>	
Das kleine blaue Kaninchen	26
<i>Barbara Calvo</i>	
Einfach nur Hasan	28
<i>Stefania Viola</i>	
Alle sind anders und doch wieder gleich	31
<i>Anna Schnitzer</i>	
Das Diversity4Kids - Team	34



Vorwort

Wenn wir heute von Migrationsgesellschaft sprechen, so verstehen wir darunter eine Gesellschaft, die von Vielfalt geprägt ist. Wir sind umgeben von mannigfaltigen Lebenswelten und Lebensformen. Diversität ist Lebensrealität geworden. Nicht nur im Außen, sondern auch in der eigenen Person kann diese Vielfalt entdeckt werden. Jede und jeder von uns ist gefordert, entsprechende Kompetenzen zu erwerben, um das Zusammenleben in dieser vielfältigen, globalisierten Gesellschaft zu gestalten und es möglich zu machen, Vielfalt als anhaltende Normalität zu sehen.

In diesem Zusammenhang erlauben wir uns auf die Entwicklung und Förderung von Identität hinzuweisen. Jede und jeder von uns „spielt“ verschiedene Rollen in verschiedenen Gruppen (z.B. Tochter, Schülerin, Freundin, Flötenspielerin etc.). Unsere Rollen und die Gruppen, zu denen wir gehören und uns dazuzählen, ändern sich im Laufe des Lebens und unterliegen einem ständigen Wandel. Es kommt dabei oft zu bewussten und unbewussten Aufwertungen der Eigengruppe/n und Abwertungen der Fremdgruppe/n. Das passiert häufig, wenn die eigene Identität gefährdet ist und Versuche zur Wiederherstellung einer positiven Identität unternommen werden.

Im Zusammenhang mit Diversität spielt auch Macht eine wesentliche Rolle. Vielfalt ist immer in einem hierarchischen System eingebettet. Umso wichtiger scheint es, dass schon in der Schule Räume und Möglichkeiten geschaffen werden, die den Umgang mit Vielfalt durch demokratische Beteiligungsstrukturen fördern. So kann Vielfalt wachsen und Toleranz gefördert und gelebt werden. Gerade junge Menschen sollen darin bestärkt werden, Vielfalt als Bereicherung wahrzunehmen und an der Gestaltung demokratischer, pluralistischer Gesellschaften mitzuwirken.

Wenn Kinder stark im Leben stehen, wenn sie die Chance bekommen, Toleranz gegenüber anderen zu erfahren und mit ihren Bedürfnissen und Besonderheiten angenommen werden, sich aktiv ins Gruppenleben einbringen, eigene sowie fremde Grenzen spüren und auch einmal „Nein-Sagen“ dürfen (wichtige Lebenskompetenz), dann trägt der Lern- und Lebensort Schule maßgeblich zu einem friedlichen Zusammenleben und Miteinander bei.

Aus diesen Beweggründen haben wir im InterregIV-Projekt Italien-Österreich „*Diversity4Kids: Interkulturellen Dialog und Vielfalt mit spielerischen, interaktiven und narrativen Methoden in der Schule lernen*“ Inhalte für SchülerInnen entwickelt. Diversity4Kids gibt Kindern und Jugendlichen von 8 bis 14 Jahren die Möglichkeit, sich mit interkulturellen Unterschieden auseinanderzusetzen, um die Vorteile von Vielfalt zu verstehen und einzuüben. Sie sollen spielerisch Vorurteile und Ansätze von Fremdenfeindlichkeit und Diskriminierung erkennen und überwinden lernen. Durch Theater- und Rollenspiele, Biographiewerkstätten und Erzählungen werden auf spielerische und interaktive Weise die Begriffe der Toleranz, des Miteinanders und der Vielfalt vermittelt und gefördert. Gerade Erzählungen sind für Kinder in diesem Alter ein gutes Hilfsmittel, um auf lockere Art und Weise Inhalte zu vermitteln. Erfahrungen, Wissen und ungewohnte Perspektiven werden so kennengelernt und durch die geschaffenen Bilder werden neue Denkprozesse angeregt. So schaffen diese Geschichten Verständnis für die Themen Diversität und Erfahrung von Fremdsein. Geschichten fördern die Kreativität und die Aufmerksamkeit der SchülerInnen, die Spaß und Freude beim Lesen und Zuhören haben. Aus diesen Gründen veranstalteten wir im Frühling 2013 den Diversity4Kids Schreibwettbewerb und suchten Geschichten zum Thema Vielfalt. Unter sechzig Einsendungen aus Österreich und Italien wurden elf Geschichten von einer Jury ausgewählt und vom bekannten österreichischen Märchenerzähler Helmut Wittmann bewertet. Die Geschichten, die in diesem Heft enthalten sind, finden sich zum Anhören auch auf der beiliegenden Audio CD.

Wir möchten uns besonders herzlich bei allen AutorInnen und Schulklassen bedanken, die an unserem Wettbewerb teilgenommen haben. Alle Geschichten waren spannend und lehrreich. Unser Dankeschön gilt auch Helene „Leni“ Leitgeb, die die Texte im Tonstudio gesprochen und so zum Leben erweckt hat.

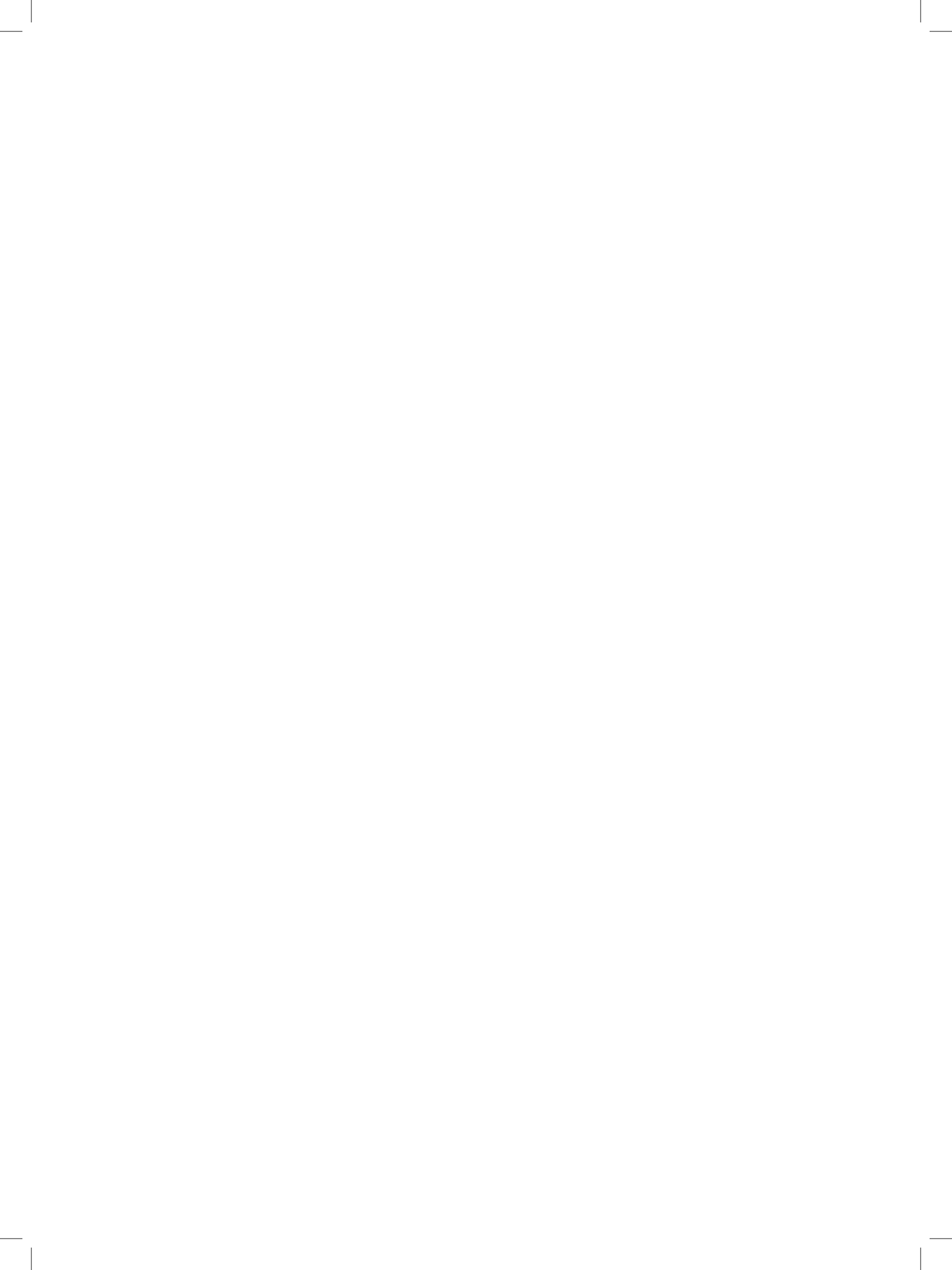
Armin Brugger und Michaela Nindl (ZeMiT)

Roberta Medda-Windischer und Marc Röggl (EURAC)

Birgit Oberkofler und Emilio Vettori (EVTZ “Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino”)

Sara Bruni (CCT)

1. März 2014



Das Märchen von Herr und Frau Einfalt

Marcel Zischg, 26 Jahre, Naturns

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hießen Herr und Frau Einfalt. In der Stadt namens Vielfalt, in der Herr und Frau Einfalt lebten, gab es viele Zeitungen, weil viel von der Welt erzählt werden wollte. Es gab viele Museen, Bibliotheken und Schulen, weil die Menschen neugierig auf Altes und Neues waren. Doch Herr und Frau Einfalt langweilten Zeitungen, und sie gingen auch nicht in Museen oder Bibliotheken. Und die Schule hatten sie auch nicht besucht.

In der Stadt Vielfalt kamen Menschen aus verschiedenen Kulturen zusammen und wenn sich die Menschen begegneten, dann tauschten sie Geschichten und Erfahrungen aus. Doch Herr und Frau Einfalt sprachen kein einziges Wort, vor allem nicht mit fremden Menschen, denn vor Fremden fürchteten sich Herr und Frau Einfalt.

Zu Hause kochten Herr und Frau Einfalt immer dasselbe Essen. Sie vermieden das Reisen, ja nicht einen Schritt wagten sie sich aus dem Haus. So suchten Herr und Frau Einfalt nach Einfalt in der Stadt Vielfalt.

Aber das war irgendwann zwecklos, denn Herr und Frau Einfalt konnten der Vielfalt nicht entgehen: Wenn sie aus dem Fenster auf die Straßen blickten, dann sahen sie Menschen unterschiedlicher Herkunft. Wenn sie das Fenster einmal aufmachten, drangen Geräusche von Musikanten oder Gesprächsfetzen fremder Sprachen ins Haus herein.

Da gingen Herr und Frau Einfalt weg aus der Stadt Vielfalt. Sie gingen immer weiter. Zuerst hausten sie in einem abgeschlossenen Tal, damit keiner über die hohen Berge zu ihnen kommen konnte.

Dort wohnten sie bei ihrer Mutter, der Frau Xenophobia. Aber irgendwann kamen auch dort Menschen, und so gingen Herr und Frau Einfalt bis ins Flachland und von dort fuhren sie mit einem Schiff auf eine abgelegene Insel, das war die Insel Einfalt.

Auf der Insel Einfalt gab es nur eine endlos weite Wüste, keine Häuser, Menschen oder Tiere – ja noch nicht einmal ein Pflänzchen! Und eines Tages verloren sich Herr und Frau Einfalt auf der Insel Einfalt sogar gegenseitig. Und keiner hat sie wieder gesehen.

Mit einem Lachen

Nadia Rungger, 16 Jahre, Lajen

Ich versuchte mich in der Dunkelheit zurechtzufinden. Es war tiefschwarze Nacht, und ich konnte nur mühsam schemenhafte Umrisse der Bäume erkennen, die vom Mond leicht beleuchtet wurden. Langsam ertastete ich mir einen Weg nach vorne, durch Felsen und dichtes Gestrüpp. Zum zehnten Mal peitschte mir gnadenlos ein Ast ins Gesicht. Müde schob ich ihn zur Seite und warnte meine Zwillingschwester Maria, die hinter mir durch den Wald stapfte. Es regnete stark, was das Vorankommen besonders erschwerte, doch dadurch waren die Chancen geringer, entdeckt zu werden.

Meine Familie und ich waren gerade dabei, die Grenze in die Türkei zu passieren. Eine alte Freundin von uns hatte uns diesen Weg empfohlen und genau beschrieben. Im Schutz der Bäume bewegten wir uns nun Richtung Türkei, von wo wir mit einem Schiff das Schwarze Meer überqueren wollten, um nach Griechenland zu gelangen. Meine Mutter war von der Idee besessen, dort ein neues Leben zu beginnen, eines ohne Gewalt. In unserer früheren Heimat wurden wir Christen aufgrund unserer Religion verfolgt, einige sogar kaltblütig ermordet. Deswegen entschloss sich mein Vater, zu fliehen. Es war eine schwierige Entscheidung, und ich hoffte, wir würden nicht bereuen, dass wir alles hinter uns gelassen haben, das wir früher kannten. Unser alltägliches Leben, unsere Freunde und Verwandten, die ich jetzt schon vermisse, sogar unser Haus, das ich sehr gemocht habe und mit dem viele schöne Kindheitserinnerungen verbunden sind.

Der Schrei einer Eule riss mich aus meinen Gedanken. Ich zitterte, aus Angst, aber auch wegen der Kälte. Meine Kleider waren längst durchnässt und voller Schlamm, weil ich immer wieder auf nassen Wurzeln ausrutschte oder über Steine stolperte.

Plötzlich blieb mein Vater ohne Vorwarnung stehen. Meine Mutter knallte gegen meinen Vater, ich gegen meine Mutter und meine Schwester gegen mich. Doch niemand fiel hin. Angespannt lauschte ich in die Dunkelheit, doch ich hörte nur den unaufhörlichen, prasselnden Regen und das Rauschen der Blätter im Wind. Hatte man uns etwa entdeckt? Panik überkam mich, und ich wagte kaum zu atmen. Meiner Schwester

ging es nicht besser, das spürte ich. Einige Momente verharrten wir noch reglos in dieser Position. Ich zitterte am ganzen Leib, und das Herz klopfte mir bis zum Hals.

Einige bange Sekunden später merkte ich erleichtert, dass sich meine Mutter wieder in Bewegung setzte, und ich entspannte mich ein wenig. Zwei Stunden später hatten wir es geschafft: zufrieden und total erleichtert betraten wir türkischen Boden, auch wenn wir wussten, dass wir noch lange nicht am Ziel unserer Reise waren. Wir fanden ein kleines Dorf und legten uns in einer engen Gasse nieder, um uns etwas auszuruhen. Während mein Vater in Mülltonnen nach etwas Essbarem wühlte, übermannte mich der Schlaf. Am nächsten Tag wachte ich munter und mit einem guten Gefühl auf. Neben mir lag zusammengerollt Maria, die noch mit einem Lächeln im Gesicht schlief. Mein Vater und meine Mutter, die beide schon etwas zu sich genommen hatten, reichten mir ein Stück hartes Brot und einen halb verfaulten Apfel. Entschuldigend hob mein Vater die Schultern, um zu sagen, dass er nichts Besseres gefunden hatte. Hungrig würgte ich alles hinunter, obwohl es scheußlich schmeckte.

Ich nahm meinen Rucksack zur Hand, er fühlte sich nass an, und auch die Gegenstände, die ich hineingesteckt hatte: ein durchweichtes T-Shirt, ein etwas verschwommenes Foto meiner Großeltern, die sich nicht an der Flucht hatten beteiligen wollen, ein kleines Gebetsbüchlein, dessen einstige blaue Farbe man noch erahnen konnte, dessen Seiten nun wellig und voller Eselsohren waren und die Buchstaben kaum noch zu entziffern, und noch einige nasse Dinge mehr. Seufzend nahm ich alles heraus, breitete es sorgfältig auf den Boden zum Trocknen aus und tupfte das Gebetsbuch mit dem Ärmel des Pullovers ab, den ich gerade anhatte.

Wir blieben hinter den Mülltonnen versteckt und unterhielten uns gegenseitig, bis es wieder Zeit wurde, aufzubrechen. Die wenigen Leute, die uns gesehen hatten, hatten uns nur mit einem merkwürdigen, mitleidigen Blick gemustert und sind an uns vorbeigegangen, ohne etwas zu sagen.

Mein Vater bestach einen Lastwagenfahrer mit dem wenigen Geld, das wir noch besaßen, woraufhin der Fahrer versprach, uns bis ans Ufer des Schwarzen Meeres zu bringen. Es vergingen einige ereignislose Tage, in denen wir uns im Lastwagen aufhielten, zwischen Erbsendosen und Kartons voller Hundefutter eingequetscht. Als wir Hunger hatten, erlaubte uns der Fahrer sogar, eine Dose Erbsen zu essen. Er war zwar nur an dem

Geld interessiert, doch er war trotzdem freundlich zu uns.


Als wir ausstiegen, empfingen uns die warme Sonne und ein wolkenloser Himmel. Wir bedankten uns beim Fahrer, verabschiedeten uns schnell und schlenderten am Hafen entlang. Wir genossen die frische Meeresluft und die tolle Aussicht auf das endlos scheinende Meer und die vielen Schiffe, die von den Wellen sachte hin und her bewegt wurden. Mein Vater fand heraus, welches der Schiffe nach Griechenland fuhr. Er zeigte auf einen alten, verrosteten Fischkutter. Ich kniff die Augen zusammen um den Namen lesen zu können; die Farbe blätterte schon ab. „Once upon a time“, stand da in geschwungenen Buchstaben. Toll, dachte ich, passend zum Schiff.

Mein Vater erklärte mir und meiner Schwester, dass wir dort als blinde Passagiere mitfahren würden. „Leichter gesagt als getan“, meinte Maria. Ich nickte.

Wir gingen über einen kleinen Steg in das knarrende Schiff hinein und versteckten uns in der zweiten Tür links: dort befand sich nämlich die Vorratskammer. Von einem kleinen runden Fenster, beinahe auf Meereshöhe, kam nur schummriges Licht hinein. Die Scheibe war voller Fettflecken und Kratzer, wahrscheinlich hatte das Schiff einmal ein anderes gestreift. Tage vergingen, und ich gewöhnte mich an das Schaukeln des Schiffs und an den Fischgestank, der von überall herbeiströmte. In all den Jahren hatte er sich eingenistet wie der Staub, in Nischen, auf den Wänden und auf dem Boden.

Ab und zu polterte einer der Fischer in den Raum, brachte Kisten voller Fische hinein - was den Gestank auffrischte - aber wir versteckten uns ziemlich gut und verhielten uns ruhig, so bemerkte uns niemand. Neben diesen Kisten voll mit tausenden toten Fischen gefüllt zu schlafen, bescherte mir Unbehagen. Nachts wachte ich oft auf, weil das Gezappel der Fische, die noch nicht ganz tot waren, einen Weg in meine Albträume gefunden hatte. Wir aßen von den guten Vorräten, die dort lagerten und ließen die Finger vom Fisch.

Einige Tage später spürten wir einen Ruck, das Schiff legte an! Ich hörte Fußgetrappel und lautes Stimmengewirr von oben. Die Leute verließen das Schiff, kamen aber glücklicherweise noch nicht in die Vorratskammer, um ihren Fischfang zu holen. Als es wieder still war, standen wir auf, legten die Kisten beiseite und öffneten langsam die Tür. Niemand war zu sehen. Durch einen engen Gang kamen wir wieder ins Freie. Ich konnte es



kaum glauben, wir hatten es geschafft! Als wir den Boden betraten, schaukelte es unter meinen Füßen immer noch, ich fiel fast hin. Während mein Vater sich mit unseren Ausweisen schnell auf den Weg machte, um Asyl anzusuchen, schlichen wir Frauen uns möglichst unauffällig vom stinkenden Schiff weg und setzten uns auf eine Wiese, voller gelber Blumen. Doch wir waren von einer nach Fisch stinkenden Wolke umgeben und rochen ihren Duft nicht. Ich kramte von meinem Rucksack ein kleines Gebäck hervor, welches ich vom Schiff mitgenommen hatte. Meine Mutter sah mich missbilligend an, doch sie sagte nichts. Ich teilte das Gebäck mit ihr und Maria. Als mein Vater zurückkam, leckten wir uns gerade die Schokolade von den Fingern. Vom Gebäck waren nur noch ein paar Brösel übrig. Er lachte, als er das merkte. Schuldbewusst blickte ich zur Seite. Dann fragte ich ihn, was jetzt mit dem Asyl sei. Er zuckte bloß mit den Schultern. „Kommt mit“, sagte er. Während wir ein großes Gebäude betraten und kalte, glatte Marmorstufen emporstiegen, wurde mir mulmig zumute. Was, wenn uns kein Asyl gewährt würde? Was, wenn wir abgeschoben würden, was wenn wir wieder zurück in unsere alte Heimat müssten? Ich sah meine Zwillingschwester an. Sie merkte sofort, was mit mir los war, und reichte mir ihre Hand.

„Wir schaffen das!“, flüsterte sie mir so leise ins Ohr, dass nur ich es hören konnte. Sie drückte meine Hand und machte mir Mut. Als wir schließlich ein Büro betraten, immer noch Hand in Hand, und mein Vater, von einem hageren Mann in einem Anzug aufgefordert, von unserer Situation im Heimatland und unserer Flucht zu erzählen begann, hatte ich längst alle bösen Gedanken verscheucht.

Ich weiß nur noch, dass der hagere Mann irgendwann genickt hat. „Also gut“, hat er gesagt, und einige Unterschriften später verließen wir das kalte Gebäude mit den Papieren in der Hand. Mir wurde leicht ums Herz. Maria fing an zu lachen und lauthals zu jubeln und zu einem Rhythmus zu tanzen, den nur sie kannte. Es war ihr egal, was die Passanten davon dachten. Wir stimmten mit ein. Und wie ich in diese fröhlichen Gesichter schaute, dachte ich, unser neues Leben beginnt hier und jetzt, in eben diesem Moment, mit einem Lachen.

Der kleine Sonnenstrahl

Sabine Strobl Nardon, 51 Jahre, Sexten

Der kleine Sonnenstrahl wohnte mit seinen Brüdern und Schwestern hoch oben am Himmel. Früh am Morgen, wenn alle noch tief in ihren warmen Betten schliefen, kroch er mit seinen Geschwistern hinter den Berggipfeln hervor und tanzte lustig über Wiesen und Felder.

Ei, wie glitzerten da die Tautropfen, die sich in den Blättern des Frauenmäntelchens gefangen hatten, grad so als seien es funkelnde Edelsteine!

„Guten Morgen“, sagte er zu den Margeriten, „Wacht auf! Seht, wir sind schon alle aufgestanden!“ Die Margeriten entfalteten ihre schneeweißen Blütenblätter und zeigten ihr dottergelbes Gesicht.

„Guten Morgen!“, rief er den blauen Glockenblumen zu, „Ich habe heute noch nichts von euch gehört!“ Die Glockenblumen hoben ihre Köpfchen und wiegten sie sacht im Wind.

„Guten Morgen!“, brummte da die tintenblaue Teufelskralle. Sie war vom Gebimmel wach geworden und schüttelte missmutig ihren zerzausten Kopf.

„Einen wunderschönen, guten Morgen“, säuselte der vornehme Türkenbund. Er krepelte seine rosa Blütenblätter noch etwas mehr nach oben, dass man die eleganten Tupfen besser sehen konnte.

„Guten Morgen, guten Morgen, guten Morgen...!“ Eine Schar gelber Hahnenfüße schnatterte durcheinander und ließ die glänzenden Schalen aus gelben Blütenblättern blitzen!

Der kleine Sonnenstrahl hörte es gar nicht mehr. Er war mit seinen Geschwistern schon weitergehüpft und saß nun auf den Wipfeln der Tannen. Voll Übermut kitzelte er die Waldvögel in ihren Nestern wach. „Aufstehen, aufstehen!“ Die Vögel plusterten ihre flaumigen Daunen auf und strichen die Federn mit dem Schnabel glatt. Gleich war es Zeit für den Frühstückswurm und die ersten Flugübungen.

Die Schatten der Blätter tanzten auf dem Waldboden, und das hatte auch das Eichhörnchen, den Fuchs und das Reh geweckt. „Guten Morgen, guten Morgen!“, murmelte der Bach und zwinkerte den Tieren zu, die nun an seinem Ufer tranken.

Der kleine Sonnenstrahl eilte mit seinen Geschwistern weiter bis zu den Häusern. Wagemutig setzten sie sich auf die taunassen Dächer, dass diese nur so dampften. Dann lugten sie durch die Spalten der zugezogenen Vorhänge. Auch die Menschen müssen geweckt werden! „Guten Morgen, guten Morgen, wir kitzeln euch an den Nasen wach!“

Bald war jeder aufgestanden, und es herrschte überall ein reges Treiben. Die Marktfrauen hatten ihre gestreiften Stände aufgebaut und boten lauthals ihre Ware feil, die Straßenfeger in ihren neonfarbenen Anzügen schrubbten den Gehsteig blitzblank, und der Bürgermeister eilte mit gewichtiger Miene über den Platz in die Gemeindestube.

Auch die Kinder waren schon aus ihren Betten gehüft und hatten eilend die Schwimmflaschen gepackt. Heute wird es heiß, heute ist richtiges Badewetter und der Teich lockt!

Der kleine Sonnenstrahl setzte sich zum Wetterhahn auf den Kirchturm und ruhte sich zufrieden aus. Auch seine Geschwister hatten sich ein gemütliches Plätzchen gesucht, wo sie nun bis zum späten Abend bleiben konnten. Alles war eitel Sonnenschein!

Doch plötzlich war es mit der Ruhe vorbei! Hoch oben auf der Kirchturmspitze war ein böser Streit ausgebrochen. Der kleine Sonnenstrahl war sich mit einem seiner Geschwister in die Wolle geraten, und sie zankten sich lauthals, wer nun heller und weißer sei und die Farben besser zum Strahlen bringen könne.

„Schau mich an“, rief der kleine Sonnenstrahl. „Sieh nur, wie ich glänze! Ich male schimmernde, weiße Kringel auf den Marktplatz, so etwas kannst du nicht!“ „Pah“, erwiderte der andere. „Du hast wohl noch nicht mein Spiegelbild in den Kirchenfenstern gesehen! Es ist so hell und weiß, dass man gar nicht richtig hingucken kann! Und wie farbenfroh das Glas erst von innen leuchtet!“

Vom Lärm angelockt waren nun auch die anderen Geschwister hinzugekommen. Bald wurden sie von den Streithähnen angesteckt, und im Nu schallte es aus allen Richtungen: „So hell wie ich scheinen kann – das kann niemand von euch!“ „Ja aber Hallo – ihr habt wohl noch nicht bemerkt, wie mein Licht die bunten Blumen zum Strahlen bringt!“ „He, du Schlaumeier, das leuchtende Blau des Himmels, das ist rein mir zu verdanken!“ „Ich, das bin ich, der die bunten Farben in die Ölpfütze zaubert!“

Es gab ein lautes Durcheinander und bald war jeder überzeugt, der Beste zu sein.

Da erschallte plötzlich ein dumpfes Grollen: „Grrrrrr, grummmm, brummmm!“ Der Wettergott war von all dem Lärm geweckt worden und rollte nun bedrohlich rauschend und mit finsterner Miene heran. „Ihr Dummköpfe, was zankt ihr euch! Ich werde euch zeigen, wer recht hat!“, schimpfte er.

Er blies seine dicken Wangen auf, und schon erhob sich ein kräftiger Wind, der die Wolken zusammentrieb. Bedrohlich türmten sie sich am Himmel auf, wie schwarze Berge. Es dauerte nicht lange, da fing es an zu regnen. Dicke Tropfen fielen dicht gedrängt herab und trommelten auf Wiesen und Felder.

Der kleine Sonnenstrahl und seine Geschwister waren ganz still geworden und standen dicht gedrängt am Himmel.

Doch plötzlich schauten sie sich verwundert an. Was war denn das! Was war mit ihnen passiert? Sie waren nun nicht mehr weiß und hell. Nein! Der kleine Sonnenstrahl war rot wie eine Kirsche und der neben ihm war orange, wie eine Mandarine. Und der da weiter drüben der war blau, wie die Pflaumen am Baum und weiter vorne, da stand einer, so grün wie das Gras. Sie alle bildeten ein buntes, wunderschönes Bündel, das sich wie eine Brücke über den Himmel spannte.

„Seht ihr“, sagte der Wettergott und räusperte sich laut, „keiner von Euch ist weiß und hell! Ein jeder hat eine andere Farbe. Aber jeder einzelne ist gleich wichtig, und es braucht euch alle, für das helle, weiße Licht. Wenn ihr eng zusammensteht, wenn ihr euch verträgt und keinen von euch ausschließt, dann, ja dann passiert das Wunder! Ihr seid weiß und hell und bringt all die schönen Dinge ringsum zum Leuchten!“

Der kleine Sonnenstrahl und seine Geschwister schämten sich dann ein bisschen. Sie versprachen einander, einen so dummen Streit nie wieder anzuzetteln.

Ein schöner Ort zu leben

Maddalena Bezzi, Elisa Bragagna, Martina Dalrì, Xhirlantina Gjevori, Fabiana Mottes, Ilaria Potrich, alle 16 Jahre, Mezzolombardo

Es war einmal ein Mann mit kurzen Haaren, der nicht glücklich war, weil er mit anderen Menschen zusammenlebte, die lange Haare hatten.

Daher entschied er sich einen Ort zu finden, an dem er glücklich sein konnte, und nach einer langen Reise fand er eine Stadt, in der alle Einwohner sehr kurze Haare hatten. Jedoch stellte er fest, dass er auch dort nicht glücklich werden konnte, da alle Männer dunkelhäutig waren, er aber weiß war.

Er verließ die Stadt und entdeckte ein Dorf mit Männern weißer Hautfarbe und mit kurzen Haaren. Aber auch hier fand er kein Glück, da alle Bewohner lange Kleider trugen, er hingegen nicht.

Endlich fand er einen Stadtteil, wo alle Bewohner kurze Haare trugen, weißer Hautfarbe waren und lange Kleider trugen. Er langweilte sich aber auch bald, weil alle an Gott glaubten, er hingegen Atheist war.

Er begab sich in einen Palast mit Bewohnern weißer Hautfarbe, kurzen Haaren, die lange Kleider trugen und auch ungläubig waren. Auch hier war er nicht glücklich, da alle einmal am Tag Reis aßen, er aber gewohnt war, zweimal am Tag Fleisch zu essen.

Endlich fand er eine kleine Tür mit folgender Aufschrift: „Nur Menschen weißer Hautfarbe zugelassen, mit kurzen Haaren und langen Kleidern, die zweimal am Tag Fleisch essen“.

„Endlich“, sagte der Mann. „Das ist der Ort, wo ich glücklich sein kann!“ Nachdem er die Tür geöffnet hatte, merkte er, dass der Raum klein und leer war und nur Platz für ihn war.

Die neue Schülerin

Anja Leitner, 10 Jahre, Angerberg

„So, jetzt stelle ich euch eure neue Mitschülerin vor!“, sagte die Lehrerin in der ersten Stunde. Ein sehr schlankes, großes Mädchen trat vor die Klasse. „Das ist Asy. Sie ist vor ein paar Tagen mit ihrer Familie hier eingezogen. Sie stammt aus Syrien und kann noch nicht so gut Deutsch sprechen. Asy, sag doch mal „Hallo!“ „Hallo“, sagte sie zögernd. Ein paar Kinder fingen an zu kichern. Asy wurde rot wie eine Tomate.

Als es zur Pause gongte, kam ein Junge auf sie zu. „Hey, ich hab’ gehört, dass es in deinem Land brutale Kämpfe gibt. Cool!“ Er begann so zu tun, als würde er jemanden erschießen. Doch Asy fand das gar nicht lustig. Die Kämpfe in Syrien waren wirklich schlimm. Es sind schon viele gestorben. Doch daraus durfte man keine Witze machen. Inzwischen kamen immer mehr Jungen und riefen: „Kämpfe, Kämpfe!“ Verzweifelt schaute sich Asy um. Von allen Seiten kamen Kinder angerannt und taten so, als ob sie schießen würden. Tränen schossen Asy in die Augen. Sie rannte weg und rannte direkt in ein anderes Mädchen hinein.

„Hallo, wer bist du denn?“, fragte es. Asy schwieg. „Ah, jetzt verstehe ich! Du bist die Neue, stimmt das?“ Asy nickte. Plötzlich fing sie an zu lächeln. Es war das erste Mal an der neuen Schule, dass sie lächelte. Das Lächeln wurde zu einem lauten Lachen. „Wollen wir Freundinnen sein?“, fragte das Mädchen. „Ich heiße übrigens Magdalena.“ Asy hielt inne.

So etwas hatte sie noch nie jemand gefragt. „Ja!“, brachte sie nur heraus. Dann fielen die beiden sich in die Arme. Von nun an machten sie alles zusammen, keine der beiden war mehr allein und wenn jemand Scherze über Syrien machte, hielten sie zusammen.

Ein großartiges Team

Paul Faye, 42 Jahre, Innsbruck

Es war am 22. Jänner, kurz vor den Semesterferien. Draußen bedeckte der Schnee die Bäume und machte Lust auf Ferien ganz oben in den Bergen. Nach mehreren Monaten harter Arbeit hatten die Schüler endlich Zeit zum Entspannen und freuten sich sehr darauf.

Die sechs Freunde waren auf dem Weg nach Hause. Sie bildeten eine bunte Gruppe. Nafi ist ein Mädchen aus Senegal, sehr dünn und 10 Jahre alt, Selcuk ist in Österreich geboren, aber seine Eltern kommen aus der Türkei, Yin trägt Brillen, sie stammt aus China, Florian ist ein Wiener, aber seine Familie lebt seit 4 Jahren in Tirol. Anja ist 11 Jahre alt und Tirolerin. Jasmin ist auch Tirolerin und ist erst 10 Jahre alt.

Während sie über ihre geplanten Ferien diskutierten, gab es plötzlich einen Themenwechsel. Nafi, mit ihren bunten Zöpfen, kündigte an, dass sie nach den Ferien nicht mehr in die Schule kommt. Die ganze Gruppe war zunächst sprachlos, bis Jasmin fragte: „Warum? Was ist passiert? Wo willst du hin?“

Nafi erklärte, während sie Tränen in den Augen hatte, dass ihre Eltern die Entscheidung getroffen haben, nach Wien zu übersiedeln. Die Situation hat die Gruppe so berührt und in Verzweiflung gebracht, dass die Freunde am nächsten Tag beschlossen, mit der Direktorin der Schule darüber zu sprechen und sie um Unterstützung zu bitten. Nafi wollte unbedingt in der Gruppe bleiben, gemeinsam haben sie so oft über die Zukunft wie Schulabschlussfeier, Maturaball usw. geredet.

Am nächsten Tag meinte die Direktorin, dass die Schule nichts machen könne, da es eine private Angelegenheit sei. Sie erzählte, dass sie Fälle kenne, wo die ganze Schule oder Gemeinde gegen ungerechte Abschiebung von Schülern oder Familien gekämpft haben. Nafis Eltern wollten freiwillig das Bundesland verlassen, sie wollten sogar in Österreich bleiben. Die Schule konnte nichts machen.

Dann hatte Selcuk eine Idee und sagte zu der Gruppe: „Da niemand von den Erwachsenen etwas machen kann und wir Nafi nicht verlieren wollen, müssen wir selber etwas tun.“

„Ja aber was?“, fragte Yin. „Wir sind Kinder, das ist ja eine Angelegenheit für Erwachsene.“

Anja fand aber Selcuks Idee interessant. „Ich glaube schon, dass wir etwas machen können. Aber Nafi, wir müssen ja wissen, warum deine Eltern weg wollen. Hast du schon eine Idee? Haben sie dir schon erklärt, warum sie hier in der Gegend nicht mehr leben wollen?“

„Nein, ich weiß es nicht ganz genau, sie meinen, in Wien gibt es mehr Senegalesen, das ist eine internationale Stadt, sie hätten dort mehr Chancen. Keine Ahnung, ich weiß nicht“, antwortete Nafi.

„Wir müssen so schnell wie möglich die Motivation deiner Eltern herausfinden, aber wie können wir das machen?“, fragte Jasmin.

„Ich habe eine Idee!“, schrie Yin plötzlich. „Organisieren wir eine Abschiedsfeier für Nafi und bei Nafi. Nafi, kannst du deine Eltern überreden, dass wir nächste Woche am Freitag kommen, um eine Abschiedsfeier zu machen?“ So hatte es das Team beschlossen. Sie überredeten ihre Eltern. Die Idee hat sich innerhalb von zwei Tagen so entwickelt, dass nun die Eltern von der ganzen Gruppe zu dem Abschiedsfest eingeladen waren. Somit waren auch Nafis Eltern komplett involviert.

Leider konnten nicht alle kommen. Die Familien von Jasmin und Selcuk hatten schon einen Urlaub gebucht. Und noch dazu hatten Anjas Eltern am Freitag Besuch. Freunde der Familie wollten aus Graz kommen. Aber es gibt für alles im Leben eine Lösung. Für Nafis Familie ist es normal in ihrer Kultur, spontane Gäste oder sogar Unbekannte zuhause zu empfangen. So haben sie Anjas Familie angeboten, einfach ihre Gäste mitzunehmen. Es gab für alle genug zu essen. Jasmin und Selcuks Familie haben problemlos ihren Urlaub verschoben, somit war die Gruppe sogar mehr als komplett.

Am Freitag um 16 Uhr kamen die Kinder mit ihren Eltern. Die Wohnung war nicht luxuriös, aber sehr angenehm. Es gab in der Wohnung Regale mit unzähligen Büchern und abgenutzten deutschen Wörterbüchern in grün, gelb und rot. Aus der Küche kam schon ein geschmackvoller, unbekannter Duft. Nafis Mutter hatte für die Gäste Mafe vorbereitet. Ein typisches senegalesisches Essen bestehend aus scharfer Soße mit Rindfleisch, Erdnussbutter, Tomaten und Okra, serviert mit Reis. Niemand hatte so etwas schon gegessen. „Hey, ich habe kein Schnitzel, ok? Probiert das“, scherzte Nafis Mutter in einem perfekten Deutsch. Florians Mutter hatte das Rezept dann aufgeschrieben, um es später zuhause zu probieren. Dann sagte sie: „Das ist heute eine Bereicherung, wir haben eine neue Küche kennengelernt und auch neue Freunde.“

„Ja, aber die Freunde werdet ihr wieder verlieren“, sagte Florian besorgt. Yin, Anja, Jasmin und Selcuk stimmten zu. Nafi verließ das Wohnzimmer und fing an wieder zu weinen. Nachdem ihre Mutter sie geholt hatte, stand plötzlich Yin auf und sagte vor allen mit ihrer zierlichen, aber überzeugenden und engagierten Stimme: „Herr und Frau Diop, wir wollten gerne wissen, warum Sie das Bundesland verlassen wollen. Wir wollen Nafi nicht verlieren. Gibt es eine Möglichkeit, dass Sie bleiben?“

Es war wirklich still, und niemand sagte etwas. Alle griffen zu Kaffee und dem Apfelstrudel, den Anjas Eltern mitgenommen hatten, um ihr Unbehagen zu verstecken.

Anjas Vater sagte dann: „Naja, Anja redet mit uns seit vier Tagen darüber. Ich meine... wir kennen uns nicht gut, aber wir wollen auch gerne mehr wissen. Sind Sie hier als Asylwerber?“ Nafis Vater antwortete ebenfalls in einem perfekten Deutsch: „Nein, wir sind keine Asylwerber. Ich bin oft mit dieser Frage konfrontiert. Es tut uns auch weh, Nafi von ihren Freunden wegzunehmen. Aber wir müssen diese Entscheidung treffen. Wir sind jetzt seit 4 Jahren hier. Die Zeit vergeht schnell. Meine Frau und ich haben Schwierigkeiten hier Fuß zu fassen. Nachdem die Anerkennung der Diplome meiner Frau 2 Jahre gedauert hat, findet sie immer noch keine Arbeit. Und wir haben hier auch kein soziales Netz. Ich selber bin Diplomingenieur, aber arbeite unregelmäßig auf einer Baustelle mit schlechtem Dienstplan und ohne Auto. Das alles ist frustrierend und deprimierend, und wir dachten unsere Berufschancen wären woanders besser.“

Er machte eine Pause und atmete, dann redete er weiter, diesmal sehr nervös: „Meine Familie ist von Armut gefährdet. Ich habe die Nase voll von der Arroganz mancher Behörden, ich habe die Nase voll von der versteckten Ausländerfeindlichkeit an meinem Arbeitsplatz. Ich denke, ich habe keine Chance am Arbeitsmarkt. Ja, so ist das.“

Niemand wusste, dass es Familie Diop so ging. Man hat sich oft auf der Straße gesehen, aber sich nicht einmal gegenseitig begrüßt. Niemand verstand auch, warum man immer in den Medien von Fachkräftemangel redete, wenn es doch Leute wie Herrn Diop gab. Plötzlich rief Jasmins Mutter ihren Cousin an, der eine Firma hatte und fragte, ob er einen Ingenieur brauchen könnte. Auch die anderen fragten sofort nach der Telefonnummer von Familie Diop, um zu helfen. Gegen 18 Uhr wollten Selcuks Eltern beten, da sie Moslems sind. Nafis Mutter bereitete für die

drei einen Teppich in Nafis Zimmer vor, wo sie dann 10 Minuten lang beteten. Da sie mit dem Bus gekommen waren, warteten Florians Eltern, bis sie mit dem Beten fertig waren, um sie mit dem Auto mitzunehmen.

Dann verabschiedete sich die Gruppe mit sehr gemischten Gefühlen. Die Kinder konnten zwar die Motivation der Familie erfahren, waren aber machtlos. Die Eltern wollten unbedingt etwas machen, wussten aber nicht was und wie.

Eine Woche später hatte Familie Diop mindestens neun Anrufe von den Eltern der anderen Kinder bekommen. Es gab sogar einen Termin bei einer Firma, leider hatte es mit einem Job nicht geklappt. Florians Vater hatte Nafis Vater in seinen Fußballverein geholt. Nafis Mutter war einmal mit Yins Mutter spazieren gegangen. Es bewegte sich etwas, die Stimmung verbesserte sich. Herr Diop entschloss sich dann, diese Email zu schreiben:

Hallo alle,

seit unserem Abschiedsfest hat sich viel getan. Soll ich das Abschiedsfest nennen? Nein. In Wirklichkeit hat dieses Fest verhindert, dass sich meine Tochter von ihren guten Freunden trennen muss. Obwohl ich beruflich noch nicht zufrieden bin, haben wir gemeinsam beschlossen, hier zu bleiben, denn wir haben einen Freundeskreis gefunden, und unsere Tochter fühlt sich hier wohl. Ihre Solidarität und Menschlichkeit haben mich überzeugt.

In unserer Kultur ist es wichtig sich zu bedanken. Ich bedanke mich bei allen. Bei den Kindern bedanke ich mich nicht nur wörtlich. Da ich erfahren habe, dass alle Französisch lernen, biete ich umsonst Nachhilfe an, so werden sie die besten Noten haben, ohne dass die Eltern Nachhilfe zahlen müssen. Meine Frau bietet auch jede zweite Woche einen Kreativnachmittag für die geistige Entwicklung der Kinder an. Wir haben von euch sehr viel bekommen und geben auch so viel wir können zurück. Wenn alle so wären wie wir alle, wäre die ganze Gesellschaft besser. Aber das alles verdanken wir unseren Kindern. Sie haben alles in Gang gesetzt und positiv in die Zukunft geschaut. Ab jetzt kann alles nur besser werden, obwohl das Leben insgesamt nicht einfach ist. Lasst auch eure Kinder die E-Mail lesen.

Liebe Grüße. Und übrigens, wann kommt Ihr wieder Mafe essen?

Das gemalte Leben

Alina Gruber, 12 Jahre, Brixen

Steffi ging durch die regennassen Straßen. Alles um sie herum wirkte grau und langweilig, der Regen tropfte von den grauen Wolken und trieb die Menschen in ihre Häuser. Steffi zog ihre Kapuze tiefer ins Gesicht und beschleunigte ihre Schritte. Sie musste an die Menschen denken, die kein Haus hatten, in dem sie sich verkriechen konnten und schauderte.

Sie dagegen erwartete zuhause ein kuscheliges Bett und eine warme Mahlzeit. Steffi seufzte wohligh und beschleunigte ihre Schritte. Plötzlich stand sie vor einer grauen Backsteinmauer, daneben eine lehmige Pfütze. Und wie sie so die leere Mauer betrachtete, griff sie in die Pfütze und begann mit ihren Händeabdrücken zu malen. Sie malte eine warme Sonne, die für alle scheinen möge. Dann ging sie schnell weiter.

Naoki wurde vom Regen überrascht und rannte nun zu einem kleinen Reihenhaus, in dem er und seine afrikanische Familie lebten. Plötzlich stand er vor einer Mauer, auf die ein Kind mit den Händen eine Sonne gemalt hatte. Naoki betrachtete das Bild, und ihm wurde schon ein wenig wärmer. Wunderbar! Sie sah aus wie ein Zeichen für alles Gute und Schöne im Leben. Doch diese Sonne zeigte nur das Positive im Leben. Zum Leben gehörte mehr dazu als nur Liebe und Wärme. Naoki griff in eine lehmige Pfütze und begann zu malen... Er begann mit einem schiefen Strich unter die Sonne und malte darunter eine graue Welt. Jetzt würde jeder sehen, dass es nicht nur die Sonne im Leben gab, sondern auch das dunkle Graue, in dem zum Beispiel viele Ausländer lebten. Das Bild aber zeigte immer noch nicht alles vom Leben.

Als Steffi am nächsten Morgen aufwachte, musste sie an ihre Sonne denken und sprang aus dem Bett. Sie wollte ihre Lebenssonne vor dem Frühstück unbedingt noch einmal ansehen. Also zog sie sich um und ging aus dem Haus. Heute lachte die Sonne wieder, als ob sie Steffis Bild nachahmen würde. Doch Steffis Erstaunen war groß, als sie die dunkle Welt sah, die jemand unter das Bild gemalt hatte. Sie ging einen Schritt zurück und betrachtete das Werk. Und da erkannte sie, dass das Bild das Leben darstellte. Die dunklen Tage, an denen alles schief geht, und die lustigen Tage, an denen man nur auf das Leben wartete und dann hineinspringen und sich in all dem Licht wälzen konnte.

Plötzlich merkte ich: Ich bin kein Kind mehr!

Alexander Staffler, 15 Jahre, Meran

Es ging alles so schnell, ich war 10 Jahre alt, und ich bin eben ein dunkler Typ und etwas rundlich. In meiner Klasse nennen sie mich manchmal Dicker. Ich tue immer so, als würde ich das nicht hören. Wegen meiner Figur hat mich meine Mutter in den Sportzug der Mittelschule „Weber“ geschickt. Mutter dachte, das wäre was zum Abnehmen, aber leider waren dort alle schon schlank und sportlich – außer mir.

Ich bin gewachsen – wohl irgendwie auch im Kopf – und wechselte von Kika auf Pro7 und freundete mich mit Mädchen an. Ich fing an zu trainieren, und nachdem ich einmal einem kleinen Jungen eine reingehauen habe, weil er mich eine „fette Wurst“ genannt hat, trainierte ich noch mehr. Mein Trainer hat mich daraufhin hart rangenommen. Ich begann ins Fitnessstudio zu gehen, nur für meine Figur. Für meine Hautfarbe konnte ich ja eh nix! Ich weiß nicht was passiert ist, alles ging aber verdammt schnell.

Als die Schule losging, überlegte ich, was ich anziehen sollte. Alle sahen mich schräg an, ich wusste nicht wieso, bis mich einer fragte, warum ich bei bewölktem Wetter eine Sonnenbrille trug. Auf diese Frage antwortete ich: „Weil's eben cool ist!“ Es dauerte nicht lange, bis mich der Alban und seine Kumpels aus der Parallelklasse in einer Seitenstraße abfingen und mir ein blaues Auge verpassten. Ich brauch' hier nicht den Coolen zu spielen, weil ich doch so eine Memme wäre, meinten sie. So geschah es, dass ich ihr Mobbingopfer Nummer Eins wurde.

Ich wechselte in eine andere Schule. Jetzt meide ich Seitenstraßen am Abend, und ich trage meine Sonnenbrille nur mehr im Schwimmbad, außerdem habe ich mich mit Raju angefreundet. Er ist ebenfalls dunkel, und er kommt aus der Gegend von Nepal. Seine Eltern sind in so einem blöden Krieg umgekommen. Wenn Raju bei uns zu Besuch ist, fragt mein Vater immer: „Und was mag der Radjo essen oder trinken?“ Und Raju lächelt nur. (Und ich verbessere Paps jedes Mal.)

Mein Weg war schwer. Ich musste Erfahrungen machen. Aber andere tun das eben auch.

Das kleine blaue Kaninchen

Barbara Calvo, 40 Jahre, Rom

Das kleine blaue Kaninchen schläft seelenruhig. Es träumt von der Schule, die in wenigen Tagen anfangen würde; es träumt von seinen Freunden, die es wieder sehen würde und vom Mondfest, das sie gemeinsam feiern würden. Es träumt auch von seinem kleinen roten Auto, seinem Lieblingsspielzeug, das ihm seine Großeltern zum Geburtstag geschenkt hatten.

Das kleine blaue Kaninchen träumt unbeschwert, als seine Mutter es wecken kommt. „Steh auf, beeil dich! Wir müssen fort.“ Das kleine blaue Kaninchen steht schlaftrunken auf und läuft zum Ausgang ihrer Höhle. Draußen warten schon sein Vater und seine Geschwister. „Gut“, sagt Papa. „Jetzt wo wir alle da sind, können wir los.“ „Einen Moment“, bittet das kleine blaue Kaninchen. „Ich geh kurz mein rotes Auto holen.“ „Dafür ist keine Zeit“, antwortet Papa und läuft los. „Die Bären und Wölfe sind im Krieg und zerstören den Wald, während sie miteinander kämpfen. Beeilt euch! Hier bleiben ist gefährlich.“

Das kleine blaue Kaninchen und seine Familie entfernen sich von ihrem Zuhause und wissen nicht, ob sie eines Tages dorthin zurückkehren werden. Während sie unterwegs sind, sprechen sie kaum miteinander. Die Tage vergehen.

Das kleine blaue Kaninchen ist traurig. Es denkt an die Schule, die bereits begonnen hätte. Es denkt an seine Freunde, die es nicht mehr wiedergesehen hat; es denkt an das Mondfest, das sie nicht miteinander feiern würden, und es denkt an sein rotes Spielzeugauto.

Eines Tages treffen die Hasen auf eine Katzenfamilie. Ihr Bauernhof ist abgebrannt, und sie haben alles verloren. Auch sie sind auf der Suche nach einem neuen Zuhause. Die Tierjungen freuen sich, weil sie nun neue Freunde zum Spielen haben.

Etwas später treffen sie auf eine Gruppe Vögel, die ebenfalls auf der Reise sind. In ihrem Land wird es bald kalt, und deshalb begeben sie sich in einen wärmeren Wald, um dort zu überwintern.

„Kommt mit uns mit“, sagen die Vögel. „Im warmen Wald werdet auch ihr eine neues Zuhause finden.“

Endlich erreichen sie den Wald, und die neuen Freunde verabschieden

sich. Die Vögel wollen Verwandte besuchen, die in diesem Land sesshaft geworden sind. Die Katzen ziehen weiter in Richtung Land, wo es einen Bauernhof gibt, und die Hasen begeben sich auf die Suche nach einer Höhle.

Das Leben im neuen Wald ist allerdings nicht so einfach, wie es sich das kleine blaue Kaninchen vorgestellt hatte. Die anderen Kaninchen begegnen ihm und seiner Familie mit Misstrauen, weil sie blau sind. Hier sind alle Kaninchen gelb oder weiß oder braun oder rosa, aber keines ist blau. Im neuen Wald ist alles anders. Die Schule hat schon vor einer ganzen Weile angefangen, die Leute sprechen eine andere Sprache, die das kleine blaue Kaninchen erst langsam lernen muss, und das Mondfest gibt es nicht. Es werden andere Feste gefeiert, das Frühlingsfest, das Sonnenfest und noch viele andere, aber nicht das Mondfest.

Das kleine blaue Kaninchen hat Angst. Es denkt an sein Zuhause, das nun so weit weg ist; es denkt an seine Freunde, die es nicht wiedersehen wird und an sein rotes Spielzeugauto.

Mama und Papa tun sich schwer, Arbeit zu finden. Im warmen Wald ist die Nahrung knapp, und die Bevölkerung hat Angst, dass die Neuankömmlinge ihnen Essen und Arbeit wegnehmen. Aber die Mama ist eine begabte Gärtnerin; ihre Karotten sind groß und lecker, und so freundet sie sich langsam mit den anderen Kaninchen-Mamas an. Der Papa weiß, wie man Sachen richtet und macht sich bald nützlich.

Das kleine blaue Kaninchen bereitet sich auf seinen ersten Schultag in der neuen Schule vor. Die Lehrerin begrüßt es und sagt ihm, wo es sich hinsetzen soll. Das kleine blaue Kaninchen hat ein wenig Angst; sein Banknachbar ist ein großes, starkes gelbes Kaninchen mit zwei riesigen Zähnen. Das kleine blaue Kaninchen setzt sich ganz vorsichtig hin. Das gelbe Kaninchen sieht es an und... lächelt.

„Gefallen dir Autos?“, fragt es. Das kleine blaue Kaninchen nickt; es ist immer noch verängstigt. „Schau, ich habe ganz viele. Wenn du willst, dann schenk ich dir dieses rote Auto, dann können wir in der Pause miteinander spielen.“

Das kleine blaue Kaninchen ist glücklich. Es hat eine neue Höhle, eine neue Schule, einen neuen Freund und ... ein neues rotes Spielzeugauto.

Einfach nur Hasan

Stefania Viola, 30 Jahre, St. Michael an der Etsch

Er hatte sich mit der zweiten Reihe zufrieden geben müssen. Für die letzte hätte nicht mal ein Sprint von Usain Bolt gelangt. Schade, es hatte nur wenig gefehlt. Etwas wie ein Bruchteil einer Sekunde.

Sein Cousin hatte ihn gewarnt, dass es schwer werden würde, und der irrte sich nie. Oder zumindest fast nie. Aber letztendlich war auch diese jetzt eine strategische Position und obendrein saß er neben einem hübschen Mädchen. Umso besser.

Wenigstens war er nicht auf den letzten Drücker angekommen: denn dann wäre er für immer der Loser gewesen. Er konnte also erleichtert ausatmen.

Bereits einige Tage zuvor hatte er, auf den kalten und dreckigen Stufen vor Onkel Ermirs Zeitungsstand hockend, ausführliche Tipps zum Überleben erhalten. „Vertrau mir“, hatte ihm sein Cousin Thair zugeflüstert und ihm dabei in die Augen geschaut. Er war zwei Jahre älter und die allein genügten, um ihm die Ausstrahlung eines gemachten Mannes zu verleihen. „Tarne dich, wie der Puma in der Savanne! Wenn du überleben willst, dann musst du mitten drin sein! Wenn du dich ordentlich anziehst, die richtige Reihe und vielleicht sogar eine Klasse Tussi erwischst, dann ist alles paletti: dann bist du einer von ihnen“.

Einer von ihnen sein. Das wünschte sich Hasan mehr als alles andere. Das wollte er unbedingt, und jetzt war es genau die richtige Situation. Neue Schule, neues Leben. Es war das erste Jahr auf der Mittelschule, und er würde ganz von vorne anfangen. Schluss mit der Vergangenheit, den Spitznamen und den Pausen, die er damit verbracht hatte, die Fliesen im Klo zu zählen.

„Du wirst schon sehen, das ist wie eine Reinkarnation“, hatte Thair behauptet.

Zu dem Zeitpunkt hatte Hasan überzeugt genickt. Aber eigentlich war ihm nicht wirklich klar, was sein Cousin damit sagen wollte. Da ihn aber das Wort carne (it. für Fleisch) an shashic (Anmerkung: würziges Hackfleisch, ähnlich wie Hamburger) erinnerte, ein saftiges Gericht, das ihm immer seine Oma in Skopje zubereitete hatte, war ihm das Wort Reinkarnation sofort sympathisch gewesen.

Ganz in Gedanken versunken, bemerkte Hasan erst gar nicht, dass der Italienischlehrer, ein Mann mit eingefallenen Wangen und sehr schmalen Lippen, mit dem Namensaufruf begonnen hatte. Die schmalen Finger fuhren das dicke Papier des Registers entlang. Von oben nach unten. Langsam. Dieser Moment war entscheidend, feierlich. Dort saß Hasan in der zweiten Reihe, neben dem hübschen Mädchen, von dem er herausgefunden hatte, dass sie Bonetti Elisa hieß und dachte, dass das Ritual, das seit Menschengedenken das schrille Leuten der Glocke begleitete, etwas Mystisches hatte.

Dann wurde die Stille, die den Bruchteil einer Sekunde angehalten hatte, schlagartig unterbrochen, und die Stimme nahm ihren Singsang wieder auf.

Coldrini Giacomo. Anwesend. Dallago Massimo. Anwesend. Jetzt war es fast soweit. Hasan spürte sein Herz bis in den Hals klopfen. Fontana Marika. Anwesend. Leonardi Pietro.

Es war ein Crescendo. Es waren die letzten Takte des Bolero von Ravel. „Malnani Häsan“

Der Junge runzelte die Stirn.

„Nun?“, fragte der Lehrer und blickte den vor ihm sitzenden Haufen Kinder prüfend an. „Malnani A... Häsan?“ In der Mitte des Zimmers hob sich schüchtern eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger. „...Ich bin hier“. Hasan erkannte das Geflüster ganz genau. Das, was zu neunundneunzig Prozent der Vorläufer der Verspottung ist.

„Verflixt nochmal, dieser Name!“, brummte er, während er spürte, wie er rot wurde. „Ei... Eigentlich wäre es Malhani Hasàn, nicht Malnani“, stotterte er eine Antwort. „Wäre oder ist“, erwiderte der Lehrer, der sich in der Zwischenzeit von seinem Stuhl erhoben hatte, stirnrunzelnd. „Ist, Herr Lehrer...“

Unterdessen hatte das spöttische Gekicher, das leise, links in der hintersten Reihe begonnen hatte, die vordersten Tische erreicht.

„Anscheinend bist du kein Italien...“ Der alte Lehrer hatte keine Zeit zu Ende zu sprechen, als auf der linken Seite eine schrille Stimme zu hören war. „N' Zigeuner!“ Eine Bombe. Ein großer Kerl mit fleckigem Hemd und Doppelkinn erhielt den Beifall der jetzt lachenden Klasse. Ohne Hemmungen. Aus vollem Halse. Hasan fragte sich, wie lang das Gespött dauern würde.

„Nein Herr Lehrer, nicht nur“, antwortete er, den Kommentar ignorierend. Es war ihm klar, dass die zweite Reihe, der Pulli oder die richtige Tussi jetzt nicht mehr langen würde, damit er einer der Gruppe sein würde.

„Ah, eine merkwürdige Äußerung. Und was wärest du dann?“, erkundigte sich der Lehrer interessiert.

Hasan spürte den Blick von zweiundzwanzig Augenpaaren auf sich und traf eine Entscheidung. Er war davon überzeugt, dass die Welt noch nicht bereit dazu war, sich zu ändern, also würde er ihr dabei behilflich sein.

Nicht morgen. Jetzt. Zum Teufel mit Thair, dem tarnenden Puma.

Das war er. Sein Leben, seine Geschichte. Er konnte nicht davon laufen, er wollte es nicht mehr. Er bat zweiundzwanzig Fremde und sich selbst darum, er selbst sein zu dürfen. Endlich.

„Ich BIN, Herr Lehrer, nicht wäre. Ich bin Mazedonier, albanischer Abstammung und lebe in Italien seit ich acht Jahre alt bin.“

„Entschuldige“, wollte eine Bohnenstange wissen, die in der Nähe der Tür saß, „als was empfindest du dich? Italiener, Albaner oder Mazedonier?“ Für ein paar Sekunden sagte Hasan gar nichts. Er senkte den Kopf und antwortete dann, ohne zu zögern:

„Ich glaube nicht, dass es ein Thermometer gibt, um zu messen, was ich bin. Bin ich anders? Vielleicht, ich weiß nicht. Ich fühle mich wie ihr. Ich habe keine strohigen Haare, ich habe nicht sechs Füße oder Scherenhände. Ich habe zwei Beine, zwei Arme, einen Kopf, der - wie meine Mutter behauptet - nicht immer mit meinem Hirn verbunden ist. Ja, es stimmt. Ich spreche drei Sprachen, aber ich bin keine Fraktion. Ich will es nicht sein. Ich... bin einfach Hasan, glaube ich.“

„Willkommen bei uns“, sagte Elisa, rechts von ihm und zwinkerte ihm zu. „Du bist... wie ein schönes Gemälde von Monet“.

Alle sind anders und doch wieder gleich

Anna Schnitzer, 13 Jahre, Lana

Es war ein regnerischer Morgen im März, als ich mich gähmend und etwas unglücklich von meiner Familie verabschiedete und nachdenklich das Haus verließ. „Mach es gut, Lisa, das werden sicher vier schöne Wochen in Afrika“, rief mir meine Mutter hinterher. Ich wusste nicht genau, ob das vier schöne Wochen werden. Immer wieder schaute ich zurück in den Vorgarten.

Kaum war ich in der Schule angekommen, sah ich noch mehrere von diesen müden Gesichtern. Nur wenige von uns waren motiviert, bei einem Schüleraustauschprogramm in Kenia mitzumachen, denn alle hatten schon die große Abschlussprüfung vor Augen. Mit einem großen Rucksack auf dem Rücken begrüßte uns Frau König: „Guten Morgen Kinder, in den nächsten vier Wochen werden wir uns mit dem Projekt „Alle sind anders und doch wieder gleich“ beschäftigen. Ich bin mir sicher, das wird eine schöne und lehrreiche Zeit!“ „Alle sind anders und doch wieder gleich“, dachte ich mir immer wieder, was sollte das heißen, wie kann man anders und zugleich gleich sein?

„Alle einsteigen!“, rief Frau König. Ich stieg lustlos in den Bus ein. „Na? Auch so erfreut wie ich?“, fragte mich meine Freundin Nora gelangweilt. Ich nickte ihr zu.

Nach einer halbstündigen Fahrt kamen wir etwas verspätet am Flughafen an und stiegen in den Flieger. Das war meine erste Fahrt mit dem Flugzeug, und ich musste zugeben, ich war nervös. Viele Stunden vergingen, und ich hielt ein kleines Nickerchen. Endlich landeten wir. Alle wollten, so schnell wie möglich, aus dem engen Flieger. „Langsam, langsam!“, rief Frau König verzweifelt, doch alle waren schon auf festem Boden.

Der Projektleiter und ein anderer afrikanischer Mann erwarteten uns bereits und führten uns in ein Dorf. „Das ist unsere Unterkunft“, erklärte die Lehrerin und zeigte auf ein Waldhäuschen.

Ich, Nora und sechs weitere Mädchen teilten uns ein Zimmer. Wir waren alle so müde, dass wir gleich einschliefen.

Am nächsten Morgen mussten wir schon früh aufstehen, ein dunkelhäutiger Mann brachte und das Frühstück. Es gab Brötchen und Butter.

Am Vormittag zeigte uns der Projektleiter, wie die Menschen hier leben. Trotz dem sie arbeiten mussten und nur wenig zum Essen hatten, schienen sie glücklich zu sein und freuten sich über das, was sie hatten. Am Abend saßen wir mit den Kindern um das Lagerfeuer, und sie sangen und tanzten uns Lieder vor.

Auch die nächsten Tage vergingen schnell. Nora und ich hatten uns mit einem afrikanischen Mädchen namens Sarah angefreundet. Sarah war voller Lebensfreude, sie lernte uns stricken und zeigte uns ihr Zuhause. Sie hatte keinen Fernseher, keinen Computer und auch kein Handy, doch sie war so fröhlich wie kein anderes Mädchen.

Die Tage vergingen und der Abschied nahte. Am letzten Tag schenkte Sarah mir und Nora ein selbst geflochtenes Freundschaftsband. Wir verbrachten noch gemeinsam einen schönen Tag im Dorf, und am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns von Sarah und den anderen Einwohnern des Dorfes. Der Abschied fiel mir schwerer als all den anderen, da wir in dieser Zeit richtig gute Freundinnen geworden waren. Traurig, ganz anders als bei der Ankunft, verließen wir das Dorf inmitten des Waldes und fuhren mit einem alten Reisebus zum Flughafen.

„Alle sind anders und doch wieder gleich“, dachte ich mir.


So langsam fing ich an, zu verstehen. Alle sind anders z.B. in der Sprache, in der Religion oder in der Kultur, aber keiner ist etwas Besseres, wir sind alle gleich.

Im Flieger sah ich immer wieder auf das Armband, das mir Sarah um das Handgelenk gebunden hatte. Die Stunden vergingen viel schneller als bei der Hinfahrt. Im Bus hielt Frau König dann noch eine kleine Rede.

„Ich hoffe, euch hat unsere Klassenreise gefallen und ihr habt viel gelernt. Wir werden übrigens weiterhin per Post Kontakt mit unseren afrikanischen Freunden halten, und wer weiß, vielleicht können sie uns einmal besuchen, wir werden sehen, wie wir Geld dafür organisieren.“ Ich freute mich darüber.

Als wir wieder in der Schule ankamen, erwarteten uns unsere Eltern. „Na? Wie war’s?“, fragte mich meine Mutter gespannt. „Toll“, antwortete ich ihr. Ich war so müde, dass ich nur mehr nach Hause wollte, schließlich hatte ich eine lange Reise hinter mir.

Am Morgen sah ich die Welt mit ganz anderen Augen. Ich war viel zufriedener als sonst und war auch nicht böse, als mein kleiner Bruder, während ich weg war, meinen Kleiderschrank verwüstet hatte.



„Lisa, was ist los? Du hast heute ja noch gar nicht mit deinem Bruder gestritten und spielst gar nicht mit deinem Handy“, wunderte sich mein Vater. „Ach, auf mein Handy kann ich ja mal verzichten und meinen Bruder, dem verzeihe ich mal ausnahmsweise!“, antwortete ich meinem Vater zwinkernd.

Das Diversity4Kids - Team

HerausgeberInnen

Armin Brugger hat in Innsbruck Politikwissenschaft studiert und arbeitet im Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT) im Bereich „EU- Projekte“.

Michaela Nindl hat die Pädagogische Akademie Salzburg absolviert und in Wien Soziologie studiert. Sie ist Projektmitarbeiterin im Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT).

Roberta Medda-Windischer (LL.M, Ph.D) ist Senior Researcher am Institut für Minderheitenrecht der Europäischen Akademie Bozen/Bolzano (EURAC). Sie ist eine auf Menschenrechte und Minderheitenschutz spezialisierte internationale Juristin. Nach Abschluss des Universitätsstudiums der Rechtswissenschaften und des Masters (LL.M) in International Human Rights Law an der Universität Essex (UK), hat sie das Doktorat (PhD) in Rechtswissenschaften an der Universität Graz (AT) beendet.

Marc Röggl (Mag.iur.) hat Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck studiert und ist Junior Researcher am Institut für Minderheitenrecht der Europäischen Akademie Bozen/Bolzano (EURAC).

Birgit Oberkofler (Dr. MAS): Studium der Rechtswissenschaften in Innsbruck und Padua, Master in Kulturmanagement an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien, seit 1996 in der Südtiroler Landesverwaltung tätig (Juristin in der Personalabteilung, Büroleiterin Ressort für Kultur und Bildung, Stellv. Ressortleiterin im Ressort Kultur), Vizepräsidentin der Stiftung Stadttheater und Auditorium in Bozen. Seit Februar 2010 Vertreterin von Südtirol im gemeinsamen Büro der Europaregion, von September 2011 bis Oktober 2013 Generalsekretärin des EVTZ “Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino” gemäß dem statuarisch vorgesehenen Rotationsprinzip.

Emilio Vettori hat Politikwissenschaft und Internationale Beziehungen an der Universität Rom III studiert. Er arbeitete als Lehrkraft an verschiedenen Schulen in Südtirol. Derzeit ist er für das EVTZ “Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino” und für die Lokalausgabe der Tageszeitung Corriere della Sera tätig.

Sara Bruni hat in Rom an der Universität “La Sapienza” Anthropologie studiert und arbeitet für Projekte im Bereich der politischen Bildung, der Umwelt und des interkulturellen Dialogs, die sich vor allem an Schulen richten. Sie ist seit mehreren Jahren für das Movimento di Volontariato Italiano (Mo.V.I.) und das Centro Culturale Tavazza (CCT) in Friaul Julisch Venetien tätig.

Projektverantwortliche

Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT): Gerhard Hetfleisch, Armin Brugger, Michaela Nindl

Europäische Akademie Bozen (EURAC) - Institut für Minderheitenrecht: Roberta Medda-Windischer, Marc Röggl, Katya Waldboth

EVTZ “Europaregion Tirol - Südtirol - Trentino”:
Birgit Oberkofler, Emilio Vettori, Elena Alberti

Centro Culturale Luciano Tavazza (CCT) per il volontariato e la partecipazione in Friuli Venezia Giulia: Giorgio Volpe, Sara Bruni, Irma Londero

Provincia autonoma di Trento - Centro informativo per l’immigrazione (CINFORMI): Pierluigi La Spada, Rose Marie Calla, Claudia Filippi

Amt der Tiroler Landesregierung, Abt. JUFF - Fachbereich Integration: Johann Gstir

„Die Geschichten der Vielfalt in diesem Erzählband sind herzerfrischend, inhaltlich mitreißend, ein anregendes Vergnügen! Die Autorinnen und Autoren sind sowohl von ihrer Herkunft als auch vom Alter ganz unterschiedlich. Vielleicht gelingt es gerade deshalb so gut, das Thema Vielfalt berührend und eindringlich umzusetzen. Vom Anfang bis zum Ende eine kleine, feine und besondere Geschichtensammlung.“
Helmut Wittmann, Märchenerzähler – www.maerchenerzaehler.at

Dieses Heft ist Teil 3 der Spielbox „Diversity4Kids“ und richtet sich an LehrerInnen und an alle Menschen, die mit Kindern und Jugendlichen zwischen 8 und 14 Jahren arbeiten und das Thema Vielfalt vermitteln möchten. Das Heft enthält elf Geschichten, die im Rahmen des Schreibwettbewerbs „Geschichten der Vielfalt“ ausgewählt wurden. www.diversity4kids.eu

Ein gemeinsames Projekt von:

Projektpartner

Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT)
Europäische Akademie Bozen (EURAC) - Institut für Minderheitenrecht
EVTZ “Europaregion Tirol - Südtirol - Trentino”
Centro Culturale Luciano Tavazza (CCT) per il volontariato
e la partecipazione in Friuli Venezia Giulia

Assoziierte Partner

Provincia autonoma di Trento – Centro informativo per
l’immigrazione (CINFORMI)
Amt der Tiroler Landesregierung, Abt. JUFF – Fachbereich Integration



Das Projekt Diversity4Kids wird von InterregIV Italien-Österreich mitfinanziert.

